



Illustrirches Blatt.

Freitag den 14. August.

Reise-Erinnerungen aus Slavonien.

Von Adolph Grünhold.

(Schluß.)

Ueber eine hölzerne Brücke, welche über das fließende Drava führt, gelangt man zum „steinernen Thor“, welches den Eingang durch die alte, aber nicht hohe Stadtmauer in eine der Hauptstraßen der nicht großen Stadt bildet. Wunderliebliche schwarze Lockenköpfe guckten hinter den Blumentöpfen der Fenster mit Neugierde auf die ankommenden Fremden herab und schienen mit schelmischem Lächeln unser Bauernfuhrwerk zu bekriecheln. Besonders aber erregten sie sich an der Naivetät unsers schlichten Kutschers, welcher fast alle Vorübergehenden laut schreiend mit den Worten anrief: „Di je Birzaus?“ (wo ist ein Wirthshaus) bis uns endlich ein solches zu unserer nicht geringen Freude gewiesen wurde. Posseg ist die älteste Stadt in Slavonien und soll schon unter den Römern existirt haben. Die Lage der Stadt ist ungemein reizend; von der östlichen und südlichen Seite umgeben schöne Berge das artige Städtchen und versehen es mit einem guten weißen Weine. Von dem Berge Sokolowaz (Falkenberg) hat man die schönste Uebersicht des lachenden, ringsum von Bergen umgürteten, schon erwähnten Posseganerthales. Abends fand sich die schöne Posseganer Welt sehr zahlreich auf „dem Plage“ ein, und war meist in sehr elegante Kleider nach der neuesten französischen und Wiener Mode geküßt. In der That wird, und es scheint nicht mit Unrecht, den slavonischen Schönen der Städte der allzu große Hang zum Luxus und Puz zum Vorwurf gemacht. Mehrere der auf dem Plage anwesenden Damen unterhielten sich in deutscher Sprache, aber nirgends hörte ich magyharisch sprechen, obgleich diese Sprache von den hier residirenden Comitatsbeamten wenigstens zum Theil gesprochen werden muß, und seit einiger Zeit im Verözer und Sirmier Comitats nicht ganz unbedeutende Fortschritte macht. Freilich wird sie das unter den Gebildeten Slavoniens vorherrschende deutsche Element nicht so bald zu verdrängen im Stande seyn.

Eine Vorstadtgasse in Posseg ist dadurch merkwürdig, weil sie ganz von Zigeunern bewohnt wird; diese sind abgabenfrei und haben ihre Bauplätze unentgeltlich, jedoch un-

ter der Bedingung angewiesen erhalten, daß sie sich das Kehren und die Reinigung der Straßen zur Pflicht machen, und so sieht man in Posseg nur gelbbraune Zigeunerweiber, welche das Straßenkehramt verrichten. Die Männer scheinen sich zu diesem Geschäfte nicht erniedrigen zu wollen und beschäftigen sich lieber mit Schmiedearbeiten, Kesselschmiederei, und zum Theil betreiben sie auch die edle Musik. In der letztern jedoch stehen sie ihren stammverwandten Brüdern in Ungarn weit nach, denn gewöhnlich besteht ihre Musik, die sie Abends den Honoratioren als Gratulationsklänge zu Geburts- und Namensfesten bringen, nur in einer Pseife und einer großen Trommel, was demnach so ziemlich einer sogenannten „Bärenmusik“ gleicht. Nichtsdestoweniger hat diese Musik hier und besonders im benachbarten Bosnien ihre Verehrer. Dagegen hat die Posseganer Bürgergarde ein gutes Musikcorps, welches unter der Leitung eines gebornen Böhmen steht.

Die hier aus verschiedenen Gegenden Deutschlands anfassigen deutschen Handwerker waren mit ihrer Lage sehr zufrieden und ertheilten dem schönen und wohlfeilen Lande die größten und gewiß wohlverdienten Lobsprüche. Ein Hesse betrauerte den Verlust seines Bruders, der ihn hier besucht hatte und während der heißen Sommermonate dem Fieber erlegen ist, nachdem er binnen drei Monaten acht Eimer Wein getrunken hatte.

Die Schloßruine ist geschichtlich merkwürdig, denn hier wurde der in der ungarischen Geschichte als ein eifriger Anhänger der Königin Maria berühmt gewordene Johann Horvath von Nikolaus Gara belagert, nachdem dieser die Königin in einem Ueberfalle bei Diakovar gefangen genommen hatte. Der Erbauer des Posseganer Schlosses ist bisher nur muthmaßlich und noch nicht mit Bestimmtheit angegeben worden.

Zu den Unterhaltungsplätzen gehört das „Stadtwaldl“, Pades genannt, wo man in schattigen Gängen lustwandeln, Regel schieben und, was in Slavonien zu den Seltenheiten gehört, sogar mit Bier seinen Durst löschen kann.

An der Quelle Bucsjak gelangt man zwischen hohen Bergen in ein sehr reizendes Seitenthal, welches „Jagodina“ (Erdbeerthal) genannt wird, und mit frischen wasserreichen Quellen versehen, das Livoli der Posseganer bildet. Hier la-

gern an heißen Sommernachmittagen die flavonischen Bräunnetten unter den schattigen Gebüschcn auf der grünen Rasenfläche und vertreiben sich die Zeit unter Scherzen und Gesängen bis in die späte Nacht, und ziehen dann schaarenweise und laut singend durch die Straßen der Stadt nach Hause — eine Sitte, die hier gar nicht auffällt. Eine Quelle in der Stadtnähe, welche „Graterniga“ genannt wird, hat der Sage nach die zauberische Kraft, daß jeder, der von derselben trinkt, das schöne Pössge nicht mehr verlassen kann.

Die Pössgeaner werden allgemein für die Gascogner Slavoniens gehalten; überall hört man über ihre Streiche possierliche Anekdoten erzählen, und man wird beinahe versucht, solche zu glauben, wenn man bedenkt, daß die Bürger die oft erwähnte, durch Johannes Horvath in der Geschichte zuerst berühmt gewordene hochragende Felsenburg größtentheils abgetragen haben, um das Material anderweitig zu verwenden.

So eben wurde in Pössge der Anfang mit der Weinlese gemacht, welche diesmal sehr reichlichen Segen versprach, da der Hagel, welcher diese Gegenden sehr oft im Spätsommer heimsucht, diesmal gar keine Verwüstungen angerichtet hatte. Die Berge rauchten, als wir in der Morgenfrühe in Gesellschaft von Freunden und anmuthigen Freundinnen, welche unsern hiesigen Aufenthalt verschönern halfen, unsern Weg in die Berge, wo sich Weinberg an Weinberg reiht, nahmen, um diesem schönen Feste der lebenslustigen Pössgeaner beizuwohnen. Schon waren die meisten Bäume ihrer Früchte beraubt, nur die hier sehr häufige Mispel und die wenig geachtete Kornellkirsche hatten noch nicht alle ihre Früchte auf den Boden geschüttet, und hoch oben, auf schwer zugänglicher Felskrone stand die stolze Kastanie mit den reifen Früchten. Hübsche Landmädchen, welche für die Lese gemiethet und mit einem Messer und Körbchen versehen waren, und einige Männer mit Butten auf dem Rücken oder dem „Mörsel“ in der Hand, bildeten die thätige Weinlesegesellschaft, denn die Städterinnen entzogen sich bald der Rückenschmerz verursachenden Arbeit und wohnten dem Feste, gleich uns, nur zum Vergnügen bei. Es war eine Freude, wie die weißen und auch dunkeln Trauben an der nicht üppig aussehenden Rebe, welche meist auf sehr dürrstigem, mit Felsgestein vermischtem Boden stand, saftschwer und in solcher Menge da hingen, daß oft zwei Stöcke schon hinreichten, den Korb der Leserin zu füllen. Mittlerweile erscholl wechselseitiger Gesang zwischen den Landmädchen und den städtischen Schönen, unterbrochen von dem Echo der Schüsse, welche in den Bergen und Thälern wiederhallten. Die Dorfbewohnerinnen sangen fast alle ihre Lieder auf eine und dieselbe für unser Ohr wenig melodische Weise und immer wieder kehrte der Refrain: „O Poxega, *) xelja moja Poxega!“ (O Pössge mein Vergnügen.) Hingegen waren die Melodien der Städterinnen sehr schön und sie besaßen einen sehr großen Liederreichthum. So wechselten Arbeit, Scherze und Gesänge bis Mittag ab, wo uns die breitästige Kastanie in

ihren Schatten zum fröhlichen Mahle aufnahm, nach welchem wieder Arbeit folgte, worauf das Fest am Abend mit Tanz, Feuerwerk und einer Schmauserei beschlossen wurde. In der windstillen, bezaubernden Mondnacht kehrte die Gesellschaft nach Hause, während die Grillen wie im Sommer zirpten und das Johanniswürmchen im thätigen Grase leuchtete.

George Fremont.

(Eine Criminal-Geschichte aus dem Tagebuche eines Franzosen.)

Von Carl Wilhelm.

Nach der unglücklichen Schlacht von Abukir, wo ich ein Zeuge des Heldentodes meines Schiffcapitäns, des braven Thouars, gewesen war, kehrte ich, mit anderen verwundeten Offizieren, welche die Engländer auf ihr Ehrenwort entließen, nach Frankreich zurück. Ein glücklicher Zufall ließ mich bei unserer Landung zu Marseille eben demjenigen meiner Jugendfreunde begegnen, der mir vor allen der liebste gewesen war. Mercourt war, einer Brustkrankheit wegen, genöthigt, die Luft der Provence einzuathmen. Wir beschlossen, sogleich zusammen nach Amiens, unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt, abzureisen.

Mercourt hatte sich dem Rechtsfache geweiht, und war Richter am Criminal-Hofe zu Amiens. Sein reizbares Gemüth, die Frucht einer üblen Gesundheit, und die Gewohnheit, Verbrechen zu richten, hatten seinem Wesen und seiner Sprache eine solche Härte und Rauheit eingeprägt, die ihm eben nicht besonders günstig war. Obwohl von Natur gut und menschlich, hatte er doch überhaupt keine besondere Achtung für seines Gleichen. — Ich brannte vor Ungeduld, mich wieder im Kreise meiner Lieben zu befinden. Unsere Vorbereitungen waren sehr bald gemacht; wir verließen noch an demselben Abend die alte Stadt der Phönizier, und befanden uns bald in der Postkutsche auf der Straße nach Paris. An der Thüre des Wirthshauses, wo wir am andern Morgen zum Frühstück verweilten, bemerkte ich einen Knaben von ungefähr 13 — 14 Jahren, auf einer steinernen Bank sitzend. Seine Kleidung war ziemlich gut, aber der Staub auf derselben, sein erhitztes Gesicht, sein ermüdetes Aussehen, und das kleine Felleisen, das ihm zur Seite lag, bezeichneten zur Genüge, daß er eine ziemlich lange Reise zu Fuß müße gemacht haben.

„Wo kommen Sie her, mein kleiner Freund?“ fragte ich ihn. —

„Von Drang, mein Herr,“ erwiderte der Gefragte in gut französischer Mundart.

„Und Sie haben diese ganze Reise zu Fuß gemacht?“

„Nicht immer, mein Herr, zuweilen ließen mich fahrende Kutschen aufsitzen.“

„Armes Kind!“ rief ich mitleidsvoll, „was nöthigte Sie, so jung und auf solche Weise zu reisen?“

„Ach, mein Herr! ein Oheim, der meine Erziehung übernommen hatte, schickte mich nun plötzlich fort, und so kehre ich zu meiner armen Mutter nach Amiens zurück.“

*) Daß x wird ausgesprochen wie das französische j.

„Nach Amiens!“ rief ich halb mit Freude, halb mit Erstaunen. Dieser Umstand, und das Interesse, welches mir der Knabe einflößte, dessen sanfte und anziehende Gesichtsbildung mir gefallen hatte, gaben mir den Gedanken ein, etwas für ihn zu thun. Ich führte ihn in die Küche und ließ ihm ein gutes Frühstück geben; sodann zog ich den Conducteur bei Seite und erwirkte von ihm durch ein Geschenk die Erlaubniß, den Kleinen in die Kutsche nehmen zu dürfen. Kaum aber ersah Mercourt den Knaben, so durchbohrte er ihn mit jenem Blicke, mit dem er das Verbrechen in der Seele eines jeden Menschen zu erspähen vermeinte.

„He da, Kleiner!“ fuhr er ihn ziemlich barsch an, „wer seyd Ihr?“

„George Bremont ist mein Name.“

„Wo kommt Ihr her? wo wollt Ihr hin?“

„Von Orange nach Amiens, mein Herr.“

„Warum, zum Teufel, seyd Ihr nicht in Orange geblieben?“

„Mein Oheim hat mich fortgeschickt,“ sagte bestürzt George.

„Gewiß habt Ihr einen dummen Streich gemacht — ja, ja, ich sehe Euch das an!“

„Mein Gott, nein!“ entgegnete der Geängstigte, und Thränen traten in seine Augen.

„Und was wollt Ihr nun in Amiens?“ fuhr der unbarmherzige Frager fort, „wer wird dort auf Euch Acht haben?“

„Ich werde bei meiner Mutter seyn, welche die Gärtnerin des Generals Laplace ist.“

„Ihr wollt also noch in diesen Jahren, als Bursche von wenigstens 14 Jahren, auf Kosten Eurer armen Mutter leben?“ fragte finster Mercourt.

„Nein, mein Herr, das werde ich nicht!“ sagte das Kind mit bestimmtem Tone und Blicke. „Ich bin zwar jung und klein, aber stark genug, um zu arbeiten für meine Mutter.“

„Was werdet Ihr denn arbeiten?“ lachte der Examinator.

„Alles, Herr, selbst das Schwierigste wird mir leicht seyn, da ich für meine Mutter arbeite!“

„Hm! ich vermute,“ setzte barsch Mercourt fort, „in der That, daß Ihr Etwas thun werdet; aber — Gutes gewiß nicht. — Ihr seht mir aus, wie ein angehender Laugenichts, und ich halte es für meine Pflicht, Euch zu warnen. Ich möchte Hundert gegen Eins wetten, daß wir uns früh oder spät am Gerichtshofe wieder sehen werden. Ihr werdet irgend ein Verbrechen begehen, und ich werde Euch auf die Galeeren schicken. Ich lese das so deutlich in Eurer Gesichte, als wenn es schon geschehen wäre.“

Bei diesen Worten, die in prophetischem Tone ausgesprochen wurden, erröthete der arme Knabe bis in das Weiß seiner Augen. Ich bemerkte, wie er mit den Zähnen knirschte, seine Hand ballte, und einen Blick tiefer Verachtung auf Mercourt schob, der nun weiter keine Notiz

von ihm nahm. Ich wollte meinen Freund darüber zur Rechenschaft ziehen, daß er den Knaben so unverschuldet tief verlegte; allein Mercourt wich dem aus und lenkte den Discours auf unsere Jugendzeit, und bald war der Knabe vergessen.

Nach einigen Tagen langten wir in Amiens an. Während wir mit dem Abpacken unserer Sachen beschäftigt waren, verschwand mein kleiner Schützling, und es vergingen mehrere Jahre, ohne daß ich von ihm reden hörte. Nach der Rückkehr von einem neuen Seekriege besuchte ich einen meiner Freunde, den reichen Kaufmann Durand. Ich war ungemein überrascht, als ich in seinem Cassier den Knaben wieder erkannte, den ich auf der Straße von Marseille nach Paris aufgenommen hatte. Sein Principal, der davon nichts wußte, lobte, als ich mich nach dem jungen Manne erkundigte, seinen Eifer, seine Umsichtigkeit und seinen großen Fleiß. Das war mir sehr angenehm, obgleich ich mir das Ansehen gab, als kenne ich den kleinen George nicht mehr, weil ich besorgte, ihm wehe zu thun, wenn ich ihm jenes unangenehme Ereigniß wieder in's Gedächtniß rufe. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

(Schuß gegen die Sonne.) In Marseille werden die beliebtesten Straßen im Sommer mit großen Plantüchern zeltartig überspannt, um den darunter Wandelnden Schuß gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren. Diese Zelte werden meist in mittlerer Höhe der Häuser von einem zum andern hinüber gespannt und befestigt, so daß die in den obern Etagen Wohnenden, wenn sie auf die Straße sehen wollen, weiter nichts erblicken, als das weiße Zelt Dach.

(Ein schauderhafter Fall.) In Policka ereignete sich am 9. v. M. ein schauderhafter Fall, der einen neuen Beweis liefert, wie wenig man selbst zahmen Thieren trauen darf, wenn irgend ein Unfall ihr Scheuwerden veranlaßt. Ein 16jähriges Mädchen hatte, obwohl mehrfach gewarnt, die Gewohnheit, den Strick, an welchem die Hauskuh auf die Weide geführt wurde, sich selbst um den Leib zu schlingen, um so ihre Zeit mit Handarbeiten ausfüllen zu können; die Kuh, bei der großen Hitze von Insecten geplagt, wendete plötzlich rasch den Kopf, wodurch die sorglose Hüterin aus dem Gleichgewichte gebracht wurde, und einen Abhang hinab fiel. Hiedurch scheu gemacht, springt die Kuh unaufhaltsam fort, die unglückliche Hüterin mit sich fortschleifend. Das Mädchen war, als man es losmachen konnte, bereits eine Leiche.

(Unverhofft kommt oft.) Vor beiläufig 8 Monaten verbreitete sich in H** das Gerücht, einem jungen Manne, welcher daselbst als Buchhalter in einem ansehnlichen Handlungshause arbeitete, wäre eine beträchtliche Erbschaft zugefallen. — Diese Nachricht kam auch, vielleicht mit vergrößerter Ziffer, nach Paris. Vor Kurzem erhielt Frank, so wollen wir ihn nennen, das Schreiben eines Pariser Hauses mit dem Antrage, sich an den spanischen Fonds mit einer beträchtlichen Summe betheiligen zu wollen. Da er nicht antwortete, kam bald darauf ein zweiter Brief, man habe für seine Rechnung, um keine Zeit zu verlieren, bereits eine Partie dieser Fonds gekauft und erwarte seine weitem Aufträge. Frank fand endlich Gefallen an den Propositionen des Pariser Hauses und beschloß, eine Reise nach Frankreichs Hauptstadt zu unternehmen, um vielleicht dem ihm auf halben Wege entgegen kommenden Glücke die

Hand zu bieten. Gesagt, gethan! Er geht nach Paris, stellt sich seinem Correspondenten vor, und dieser, sehr erfreut, eröffnet ihm, daß er gleich mit bedeutendem Gewinne über die für ihn gemachten Einkäufe disponiren könne. Er schlägt ein und kehrt nach drei Monaten mit einem Gewinne von mehr als 90,000 Francs nach H** zurück.

(Montblanc.) Seit 2 Jahren war der Montblanc nicht erstiegen worden. Jüngst bestieg ihn Graf de Vouille. Er brach Montag früh von Chamounix auf und erreichte den Gipfel Tags darauf um 8 Uhr 40 Minuten Morgens. Das Wetter war größtentheils günstig, nur einmal mußten sich die Reisenden in der Gegend der Grands Mulets durch eine Lawine, welche den Weg verschüttet hatte, Bahn brechen. Mittwoch Abends trafen sie, begrüßt von den Bewohnern des Thales, wieder in Chamounix ein. Graf de Vouille ist der achte Franzose, welcher den Montblanc erstieg.

(Eine Emanzipirte, die aber doch noch etwas auf's Kochen hält.) Im B* Comitate hatte sich ein Fräulein so sehr in den Koch ihres Vaters verliebt, daß sie beschloß, sich selbst Recht zu verschaffen und mit dem Gastronomen — durchzugehen. Sie bewackten zwei Kähne mit ihren Habseligkeiten und fuhren auf den geheimnißvoll flüsternden Wogen der Donau dahin; die Donau muß aber doch nicht genug geheimnißvoll geflüstert haben, denn die Flucht wurde bald verrathen, die Flüchtlinge wurden eingeholt, die Dame auf's Schloß gebracht und der Küchenromantiker ins Gefängniß gesetzt. — Der Vater des Fräuleins aber, der lange daran zweifelte, hat die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Töchterlein doch vielen Sinn für — die Küche habe!

Papierkorb des Amüsanten.

Daß auch Schneider Courage haben, bewies neulich Einer in Wien, indem er einem im vollen Trabe dahin-stürmenden Omnibus in die Pferde fiel, um seinen darin-sitzenden Schuldner beim Kragen zu packen. Bei Kenntniß-nahme dieser Thatfache beantragte die versammelte Gilde eine öffentliche Belobung dieses Mitgliedes.

Ein Verbesserer der deutschen Sprache hat vor einiger Zeit folgende deutsche Wörter für die fremden vorgeschlagen: Für Candidat der Theologie: Gottverehrungsgemeinderesammlungs-hauslehrstuhlfredneramtsbewerber. — Für Organist: Großwindpfeifentontastenspieler. — Für Theaterorchester: Schauspielerschauspielgedächtnisunterstützer. — Für Perrücke: Kahlkopfoverlegenheitsabthelfer.

Correspondenz aus Marburg. *)

Noch vor wenig Jahren stand uns das nachbarliche Ungarn in Kunstbeziehung, wie eine hermetisch geschlossene Phiole zur Seite, von der man nicht wissen konnte, ob sie Alkohol oder Essig enthalte. Die rasche Bewegung der Neuzeit schickte uns von daher in den jüngsten Tagen die ersten Emissäre, die erste nach Italien reisende Volksängers- und Tänzer-Gesellschaft, halb so zahlreich, als vor einigen Jahren die fünfzig singenden Söhne der Pyrenäen, hundertfach höher zu stellen in der Doppelkunst des Liedes und Tanzes, als jene musikalischen Cogots gewesen. Die

*) Es ist uns sehr angenehm, daß wir durch diese Correspondenz des geehrten Herrn Einsenders überhoben sind, uns über die Leistungen der ungarischen Sängers- und Tänzer-Gesellschaft, die sich am 8. 9. und 10. August im Reitschul-Locale unseres Coliseums producirte, hier speciell auszulassen, da wir im Wesentlichen ganz seiner Meinung sind. Wir können daher, was man sagt: D' une pierre deux coups machen, und bemerken, daß wir das meiste in diesem

Directoren, Michael Havi und Joseph Szabo, sind in der That mit solchen Kräften und solcher Leistung in der Lage, den zweifachen Zweck zu erreichen — ihren eigenen Leuten die freundliche, mit Reisen ungetrenntlich verknüpfte Ausbildung — zugleich aber auch den Ruf der Kunst sich und ihrem Lande zu gewinnen. Vier Vorstellungen bei stets gleichvollem Hause gaben uns den Genuß rein nationaler melodischer Lieder, trefflicher Ensemble-Leistungen von 12 schönen Männerstimmen, glücklich durchgeführter Quartette, und den Schaulustigen den Anblick einer eben so reichen, als vollständigen Garderobe, eben so sinniger, als geeignet durch geführter Tänze.

Die Katona fogdosás (Rekrutierung), die große Kriegsscene aus der Oper: „Bestürmung von Tihany“ und „Sohri“, werden durch die ganz eigenthümliche Anschauung des ungarischen Volkslebens, durch die aus tiefer Wehmuth in das stolzeste Kraftgefühl überflühenden Lieder, in Italien eben so wenig den eigenthümlichen Eindruck verfehlen, als ihn die große Scene aus der ungarischen Nationaloper „Hunyadi László“, als ihn die Tänze „Harmas-Magyar“, „Kaluzsér“, „Atalante“, „Csardas“ und „Czikós“ je verfehlen können.

Wir erwähnen als Tänzer die Herren Kaczér, von Foltiny, Almásy und Hajos, die Damen Bartak, Havi, Kaczér, Kaczvinsky und vor allen Dlle. Josephine, als Sängers Havi und von Foltiny, als Capellmeister Herrn Gustav Böhm.

Unter den Liedern, die vorzüglich Beifall fanden, bemerken wir: Das „Duett aus Belisario“, „Beteg léany“ (das kranke Mädchen), „Honvagy“ (Heimathliebe), Liebesklagen, die Kapelle, die Trennung vom Vaterlande, Aufruf, bei Nacht, Verschwörung-Chor, die Morgenbämmerung, große Arie aus der Oper „Linda“, Kapelle in Fis-moll, Bachus-Lied, Räuber-Lied, Erinnerung an Fünfkirchen.

Mit stürmischem Beifall wurde das schöne magyarische National-Lied aufgenommen, mit welchem unsere werthen Gäste, die auch noch in Graz und Sauerbrunn Vorstellungen gaben, ihre Kunstleistung für Marburg schlossen.

Dr. Rudolph Puff.

Erklärung.

Die im „Allrheischen Blatte“ Nr. 36, ddo. 5. Mai l. J., erschienene, auch in den Dfner „Spiegel“ übergegangene Novellette: „Liebe und Unfinn“, von Moschus, ist nicht von mir, das heißt, nicht von jenem Moschus, welcher (damals unter diesem Namen der einzige —) Mitarbeiter an der „Garniole“ war.

Was ich in Erledigung mehrseitiger Anfragen allen Denjenigen erkläre, welche mir die Waterschaft des erwähnten Aufsatzes beizulegen die Güte hatten.

Stadt Steyer, am 20. Juli 1846.

Moschus.

Artikel Angeführte zu sehen und hören bekamen. Für die hier nicht vorgeführten Piecen, als: „Liebesklagen“, „Trennung vom Vaterlande“, „bei Nacht“, „Bachuslied“, „Räuberlied“, Duett aus „Belisario“, große Arie aus „Linda“ und „magyarisches Nationallied“, hörten wir „Lugow's wilde Jagd“, und sahen den an zwei Abenden vor Herrn Kaczér und Dlle. Josephine mit größtem Beifall ausgeführten „Rococo-Pas de deux comique“, „Pas de deux Cosaque“ und Pas de deux „Styrienne“, welcher letzte Tanz jedoch als sehr mittelmäßig bezeichnet werden muß, was zum Theil auch von „Atalante“ zu gelten hat. Die Tänzer und Tänzerinnen, außer Herrn Kaczér und Dlle. Josephine, sind ohne Bedeutung, der Sängers-Chor aber in der That ausgezeichnet, unter denen der erste Chor-Tenorist, der, wenn wir nicht irren, Almási heißt, colossal hervorragt und eine Bruststimme besitzt, die für Neapels Theater von San Carlo ausreichen würde. Die Bässe sind mit den Tenoren im Verhältniß geringer und die Solopartieen ohne besondern Belang, aber der ganze Gesangschor ist, wie schon erwähnt, sehr brav, sehr wacker. Zu bemerken hätten wir noch, daß zu großer Selbstvertrauen und Selbstüberschätzung schon Künstlern von Bedeutung schädlich geworden sey, und daß die eigene Bemerkung im Anschlagszettel der Ungarn, die sich darin selbst eine interessante Nation nennen, überall einen üblen Eindruck machen wird. Die Gesellschaft hatte sich bei uns eines ziemlichen Beifalls und eines großen Zuspruchs zu erfreuen. Möge sie sich in ihren großen Hoffnungen, die sie sich vom Lande, „wo die Orangen glühen“, macht, nicht getäuscht finden!! —

Leopold Korbesch.